Wilde Wogen.

Roman von Ewald August König.

Alte Sünden.

Es war kein heiterer, freundlicher
erbst, wie man ihn nach den heißen
mmertagen sich wohl wünschen moch-
Schon seit Wochen regnete es täglich,
t unablässig, die Bäche und Ströme
wollen an und traten über ihre Ufer
haus; es wollte schier kein Ende neh-
n mit den Wassermassen, die von
n niederströmten, und es schien fast,
ob eine neue Sündfluth hereinbre-
n sollte, um alles Lebendige zu vernich-

Der Abend war angebrochen, in dem
ulichen Wohnzimmer des Kaufmanns
go Röder stand die brennende Lampe
dem runden Tisch; ihr warmer Licht-
ein fiel auf ein bleiches, sorgenvolles
nschenantlitz. Das Kinn auf die Hand
ützt, saß der schon bejahrte Herr vor
em Glase Rothwein, das er noch nicht
ührt hatte; die fahlgrauen Augen mit
n strengen, kalten Blicke hefteten sich
das junge, liebliche Mädchen, das
gegenüber mit einer Häkelarbeit be-
ftigt war.
„Dich drücken Sorgen, lieber Vater!"
ch das Mädchen endlich das Schwei-
, und ihre blauen Augen ruhten
ei voll herzlicher Theilnahme auf
em hageren bartlosen Antlitz. „Schon
ge ist Deine Stimmung getrübt. Ich
muthe, das geschäftliche Unannehm-
keiten die Schuld daran tragen, Din-
von denen ich vielleicht wenig verste-
aber würde es Dir die Last nicht er-
tern, wenn ich sie mit Dir tragen
e?"
erhob das Haupt und strich mit der
über die feuchte Stirn, dann warf
en prüfenden Blick auf seine Uhr.
Post muß sogleich eintreffen," sagte
einem schweren Athemzuge, „sie
Briefe von New York bringen, die
nangenehme Nachrichten enthalten
."
noch junger, schlanker Herr trat
nigen Briefen in der Hand ein,
sein hübsches und treuherziges
, das ein brauner Vollbart um-
, zeigte einen sorgenvollen Aus-
on New York, Herr Salinger?"
Röder rasch.
chts;" erwiderte der Buchhalter,
öchte das als ein gutes Zeichen be-
en."
ie amerikanische Post kann sich
tet haben und erst morgen eintref-
ie ist heute rechtzeitig angekommen,
be mich darnach erkundigt," sagte
er in beruhigendem Tone, und ein
arer Blick traf ihn dafür aus den
uen Augen Hertha's.
s ist gut," nickte der alte Herr nach
Bedenken, „nehmen Sie die Briefe
mit und sehen Sie nach, was sie
ten, ich folge Ihnen bald, dann
wir weiter reden.
Buchhalter entfernte sich, Röder
n den Tisch und trank sein Glas
alinger täuscht sich; die Nachrich-
ie ich fürchte, werden nicht ausblei-
sagte er. „Ich hätte vielleicht die
ppe überwinden können, wenn nicht
artet der Bankerott eines Hauses
brochen wäre, das mit mir seit Jah-
Verbindung stand. Einen großen
meiner Forderungen hatte es vor-
rch Wechsel auf New York gedeckt;
ickte diese Wechsel in Zahlung hin-
und erst vor Kurzem wurde mir ge-
daß sie gefälscht seien. Wenn diese
uptung wahr ist, wenn die Wechsel
kommen und von mir eingelöst wer-
üssen, dann, mein armes Kind, sind
m Bettelstabe."
u quälst Dich selbst, Vater," sagte
ise, „man darf nicht gleich das
mmste befürchten. Sind jene
el gefälscht, so wird man Rücksicht
f nehmen, daß Du selbst mit ihnen
en worden bist; man wird Dir Zeit
, sie einzulösen; vielleicht gelingt es
ann, den Schiffbruch zu verhüten.
Salinger wird Dich dabei unter-
; er ist ein tüchtiger Mensch, der
ie und Ausdauer besitzt, und auf
u Dich verlassen kannst."
as nützt das Alles!" erwiderte
elzuckend. „Kann ich die Wechsel
sofort einlösen, muß ich um Aus-
bitten, so wird das ruchbar, und
Kredit ist für immer erschüttert.
was ein Kaufmann ohne Kredit ist,
rauche ich Dir wohl nicht näher zu
rn."
un, und wenn das Schlimmste ein-
wir brauchen darum nicht allen
und alle Hoffnung zu verlieren,"
Hertha in zuversichtlichem Tone.
war vor ihr stehen geblieben, ein
Zug umzuckte seine Mundwinkel.
h bin zu alt geworden, um wieder
orn beginnen zu können," antwor-
, „die lange Arbeit hat mich ermü-
eine Thatkraft ist erschöpft. Soll
n als Kommis in die Dienste eines
en treten? Soll ich als alter Mann
chen lernen, während ich bisher nur
len habe? Ich kann es nicht, lieber
nd begraben, als ein solches Leben
n!"
prich nicht so," bat sie bestürzt, „ich
für uns Beide arbeiten."
rtha hatte sich erhoben, sie wollte
Vater in ihre Arme schließen, um
durch die Versicherung ihrer un-
elbaren Liebe zu beruhigen, als ein
Klopfen an der Thür sie daran hin-
r jüngste Kommis des Hauses trat
nd meldete den Besuch eines fremden
n, der um eine Unterredung unter
Augen bitten ließ.
r hat seinen Namen nicht genannt?"
Röder.
ein, er sagte, es sei eine dringende
legenheit, und er wünsche nicht, daß
dritte Person der Unterredung mit
n beiwohne. Ich hatte mich erboten,
u rufen, aber er meinte, in Ihrer
atwohnung könnte er ungestörter mit
n reden."
So empfange ihn hier, ich werde das
ner verlassen," sagte Hertha.
öder nickte zustimmend, mit finsterem
sah er seiner Tochter zu, wie sie
Handarbeit vom Tische nahm und
sging. Daß die Thür des Neben-
ers angelehnt blieb, bemerkte er
und wenn er es entdeckt hätte, wür-
nichts dagegen eingewandt haben;
a wußte nun schon so viel, daß sie
das Uebrige erfahren durfte, denn
e Besuch dieses Fremden mit dem
reffen seiner Befürchtung eng zusam-
ing, unterlag für ihn keinem Zwei-
Mit scharfem Blick musterte er den
etenden, der mit einer leichten Ver-
ng ihn begrüßte.
r Fremde, ein Mann von etwa drei
vierunddreißig Jahren, war einfach,
elegant gekleidet, ein blonder Voll-
umschattete das wettergebräunte Ant-
das einen ernsten, entschlossenen Aus-
trug.
ch komme direkt von New York,"
, indem er ein Portefeuille aus der
holte, „Sie sind wahrscheinlich
auf den Zweck meines Besuchs vor-
tet; ich komme deshalb ohne lange
eitung zur Sache."
ugo Röder nickte mechanisch und bot
einen Stuhl an; er selbst zog es vor,
u bleiben. „Sie kommen im
rage des Hauses Gibson und Kom-
ie?" fragte er mit erzwungener
e.

„Gibson und Kompagnie haben ihre Forderungen an Sie mir übertragen."

„Alle?"

„Jawohl, die protestirten Wechsel und die Buchforderungen; sie repräsentiren eine Gesammtsumme von dreißig und einigen Tausend Dollars."

„Die Buchforderungen?" fragte Röder, in dessen Augen der Zorn aufblitzte. „Damit könnte das Haus warten, bis der Verfalltag gekommen ist."

Der Fremde hatte einige Papiere aus dem Portefeuille hervorgeholt, er entfaltete sie und überreichte eines derselben dem alten Herrn.

„Hier haben Sie den Rechnungsauszug," sagte er, „lassen Sie ihn prüfen; ich zweifle nicht an seiner Richtigkeit, Gibson und Kompagnie sind ein solides Haus. Die Prüfung Ihrerseits kann heute Abend noch erfolgen, ich erwarte, daß Sie morgen Vormittag die Schuld tilgen werden."

Hugo Röder hatte die buschigen Brauen finster zusammengezogen, die Adern auf seiner Stirne schwollen an. „Ich weiß nicht, ob dieses kurze Verfahren in Amerika Gebrauch ist," erwiderte er, „hier zu Lande finden wir darin eine Beleidigung. Einem soliden Hause gegenüber tritt man nicht so kategorisch, ich möchte sagen: gerichtsvollzieherartig auf, man läßt ihm wenigstens Zeit, die Forderung zu prüfen, und erwartet dann die Vorschläge, die es bezüglich der Zahlung zu machen hat."

Ueber das gebräunte Antlitz des Fremden glitt ein geringschätzender Zug, sein Blick schweifte flüchtig durch das Zimmer; es schien in der That, als ob er als Exekutor den Werth des Mobiliars taxiren wolle. „Sie sprechen von einem soliden Hause," sagte er, „sollte es Ihnen unbekannt sein, daß die Wechsel, die Sie dem Hause Gibson und Kompagnie in Zahlung gegeben haben, gefälscht sind?"

Röder warf das Haupt trotzig zurück. „Als ich sie in Zahlung gab, hatte ich keine Ahnung davon; erst als das Haus fallirte, von dem ich selbst sie erhielt, wurde mir gesagt, daß die Wechsel gefälscht sein könnten."

„Es wäre Sache des Staatsanwalts, das zu untersuchen."

„Mein Herr!" brauste Röder auf, „Sie scheinen nicht zu bedenken, welche Beleidigung in dieser Bemerkung liegt, und ebenso zu vergessen, daß Sie sich unter meinem Dache befinden. Was berechtigt Sie, an der Wahrheit meiner Erklärung zu zweifeln? Wie kommt das Haus Gibson dazu, in solcher Weise gegen mich aufzutreten?"

„Was mich dazu berechtigt?" fragte der Fremde, ihn fest anblickend, und es lag ein seltsamer, beunruhigender Klang in dem Tone, den er jetzt anschlug. „Ihre Vergangenheit, Herr Röder! Sie erinnern sich wohl Ihrer unglücklichen Schwester nicht mehr?"

Der alte Mann hielt den Blick so starr auf ihn gerichtet, als ob vor ihm aus dem Boden ein Gespenst aufgestiegen sei; sein hageres Gesicht war noch fahler geworden, die fest aufeinander gepreßten Lippen zuckten krampfhaft. „Weshalb erinnern Sie mich an sie?" fragte er.

„Ich bin ihr Sohn, heiße Martin Grimm."

Im ersten Augenblick schien es, als ob Röder ihm die Hand reichen wollte, aber dann sich eines Anderen besinnend, zuckte er mit den Achseln. „Ich würde Sie als den Sohn meiner Schwester willkommen heißen, wenn ich nicht aus Ihrem Auftreten und Ihren Worten entnehmen müßte, daß Sie feindselige Gesinnungen gegen mich hegen," sagte er.

„Könnten Sie das anders erwarten?" erwiderte Martin mit scharfer Betonung. „Und könnten Sie wirklich dem Sohne einer Frau Herzlichkeit heucheln, die Sie mit Ihrem Haß verfolgt haben?"

„Wer sagt Ihnen das? Wer hat Ihnen gesagt, daß ich Ihre Mutter verfolgt habe?"

„Sie werden nicht bestreiten können, daß Sie in diesem Familiendrama die Rolle des Franz Moor gespielt haben. Ich will Ihnen das Alles noch einmal ins Gedächtniß zurückrufen, und wenn Sie meine Behauptungen widerlegen können, so mögen Sie es thun."

„Weshalb diese Erinnerungen wecken?" sagte Röder noch immer trotzig. „Ich kann mir wohl denken, daß Ihre Mutter sich beklagt und Ihnen das Alles in der gehässigsten Weise geschildert hat; es wäre vergebliche Mühe, wollte ich versuchen, die Uebertreibungen zu widerlegen."

„Nicht aus dem Munde meiner Mutter, sondern aus ihren hinterlassenen Papieren kenne ich die Geschichte," fuhr Martin mit erhobener Stimme fort, „und aus anderen Briefen, die Sie selbst geschrieben haben."

„Was ich ihr schrieb, das schrieb ich im Auftrage meines Vaters."

„Das glaube ich nicht und wäre es wahr, so kann ich nur annehmen, daß mein Großvater gegen sein eigenes, unglückliches Kind aufgehetzt wurde. Ihr Vater besaß ein bedeutendes Vermögen, Sie und Ihre Schwester Anna waren seine einzigen Kinder. Die Mutter lebte nicht mehr, Sie wurden im Kontor Ihres Vaters beschäftigt, Anna blieb sich selbst überlassen. Das Mädchen besaß musikalisches Talent, es wünschte in der Musik ausgebildet zu werden, und Ihr Vater erfüllte diesen Wunsch bereitwillig. Wir wollen annehmen, es sei ein Unglück gewesen, daß sie, die reiche Kaufmannstochter, sich in ihren armen Musiklehrer verliebte, und daß ihre Liebe erwidert wurde; aber nachdem dies geschehen war, hätte die Familie bedenken sollen, daß man den Thatsachen Rechnung tragen muß, und daß ein liebeglühendes Menschenherz nur der eigenen Stimme folgt."

„Solche Anschauungen mögen drüben bei Ihnen maßgebend sein, hier sind sie es nicht," sagte Röder, der sich auf die Lehne eines Stuhles stützte und über seinen Neffen starr hinwegblickte. „Wer war dieser Theodor Grimm? Ein heimathloser Musikant ohne Namen und ohne Vermögen, der kaum so viel verdient hatte, daß er sich selbst ernähren konnte."

„Er war ein Ehrenmann!"

„Zugegeben; aber all das Elend, das er später über seine Frau gebracht hat, sah mein Vater damals schon voraus; da war es seine Pflicht, seine Einwilligung zu verweigern. Uebrigens würde ein Mann von Ehre nicht das unerfahrene Mädchen hinter dem Rücken ihres Vaters bethört und noch weniger es zur Flucht aus dem Elternhause verleitet haben."

„Was blieb meiner Mutter denn Anderes übrig, wenn sie der Stimme ihres Herzens folgen wollte, die ihr an der Seite des geliebten Mannes ein ungetrübtes Lebensglück verhieß?" erwiderte Martin. „Wie die Dinge hier im Hause lagen, durfte sie nicht hoffen, daß ihr Vater nachgeben werde, und der Bruder stand ihr und ihrem Verlobten ebenfalls feindlich gegenüber."

„Nur dieser Verlobung wegen; sie hätte das voraussehen können, die Zukunft hat gelehrt, wie sehr begründet mein Urtheil war."

„Die Zukunft?" fuhr Martin mit mühsam verhaltener Entrüstung fort. „Sie haben wohl das Meiste dazu beigetragen, daß sie so ungünstig sich gestaltete. Die Beiden flüchteten nach Amerika, in New York ließen sie sich trauen, und um es kurz zu machen, will ich noch hinzufügen, daß ich der einzige Sprosse dieser Ehe war. Mein Vater mag wohl geglaubt haben, drüben ein ergiebiges Feld für seine Talente zu finden, er sah sich darin getäuscht, zudem hinderte ihn auch seine Kränklichkeit, sich mit voller Manneskraft seinem Berufe zu widmen. In jener Zeit hat meine Mutter ihrem Vater und auch Ihnen mehrmals geschrieben. Der erste an Sie gerichtete Brief muß wohl angenommen worden sein, denn Ihre Antwort auf ihn habe ich unter den hinterlassenen Papieren gefunden, die anderen kamen uneröffnet zurück, auch sie fand ich im Nachlasse meiner Mutter. Ihre Antwort war kalt und herzlos; Sie schrieben der unglücklichen Schwester, das Vaterhaus sei ihr für immer verschlossen, es gebe für sie keine Versöhnung, also dürfe sie auch nicht auf Unterstützung hoffen,—die Folgen ihres Leichtsinns müsse sie nun tragen."

„Dasselbe, was mein Vater mich beauftragte, ihr zu schreiben," sagte Röder achselzuckend, dann legte er die Hände auf den Rücken, um das Zimmer mit großen Schritten einige Mal zu durchmessen. „Es war nur eine Konsequenz des leichtfertigen Schrittes, den meine Schwester gegen unseren Rath und trotz unserer Warnung gethan hatte; sie durfte uns keinen Vorwurf machen, wenn die Reue zu spät kam."

Eine unsagbare Verachtung sprach aus Martin's Zügen.

„Reue?" erwiderte er scharf. „Meine Mutter hat sie nicht gekannt, denn trotz aller Nahrungssorgen fühlte sie sich glücklich an der Seite des Gatten, dessen Liebe ihr bis zu seinem Lebensende unverändert blieb. Wenn Sie von Ihrem Ueberfluß ihr nur einen geringen Theil gesandt hätten, nur das, worauf sie auch als verstoßenes Kind Anspruch machen durfte, so würde keine Klage über ihre Lippen gekommen sein."

„Und worauf hätte sie als verstoßenes Kind Anspruch machen dürfen?" fragte Hugo Röder spöttisch.

„Auf das Vermögen ihrer Mutter!"

„Unsere Mutter hatte kein Vermögen."

„Immerhin brachte sie in die Ehe eine Aussteuer mit, die nach ihrem Tode Eigenthum der Kinder wurde. Und daß man ein Kind nicht ganz enterben darf, daß ihm nach dem Gesetz ein gewisser Pflichttheil gebührt, werden Sie so gut wissen wie ich. Als mein Vater starb, war ich noch ein kleiner Knabe, wir besaßen nichts außer unseren Sorgen, und meine Mutter mußte vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein arbeiten, um unser Dasein zu fristen und mir die Erziehung angedeihen zu lassen, die mich befähigte, später auf eigenen Füßen zu stehen. Was sie in jenen Jahren erduldet und getragen hat, das will ich hier nicht beschreiben; wenn Sie noch ein fühlendes Herz besäßen, so müßte diese Beschreibung Ihnen die schlimmsten Gewissensqualen verursachen. In jener Zeit starb auch Ihr Vater, Sie theilten das meiner Mutter mit dürren Worten mit und fügten hinzu, der Verstorbene habe sie in seinem letzten Willen enterbt."

„Das war die Wahrheit!"

„Ob es Wahrheit war, konnte meine Mutter nicht untersuchen, eine gerichtlich beglaubigte Abschrift des Testaments hat sie nie empfangen."

„Ich stellte ihr frei, das Original hier durch einen Vertrauensmann prüfen zu lassen."

„Und diese Aufforderung klang wie Hohn, denn Sie wußten, daß Ihre Schwester nicht die Mittel besaß, einen Prozeß gegen Sie anzustrengen."

„Sie würde diesen Prozeß auch verloren haben."

„Im Gegentheil, sie hätte ihn gewonnen, denn eine gänzliche Enterbung ohne vorhergegangene Abfindung ist gesetzlich ungiltig. Aber wie gesagt, ihr fehlten die Mittel, um diesen Schritt zu unternehmen, und Sie wußten das. Sie hätten ihr aus freien Stücken einen Theil der bedeutenden Hinterlassenschaft anbieten müssen."

„Woher wissen Sie, daß diese Hinterlassenschaft so bedeutend gewesen ist?" fiel Röder seinem Neffen barsch in die Rede. „Sie war es nicht, und ich hatte keine Verpflichtungen der Enterbten gegenüber, das Geschäft war auch nicht mehr so blühend und wohlgeordnet; ich mußte ihm meine ganze Kraft widmen, um es wieder emporzubringen, da konnte ich nicht an andere Dinge denken."

„Sie werden vergeblich eine Rechtfertigung versuchen; dem Unglück gegenüber, das Sie mildern konnten, hat sie keine Giltigkeit. Dem Himmel sei Dank, daß ich das Glück hatte, die letzten Lebensjahre meiner armen Mutter sorgenfrei zu gestalten; Dank dafür auch dem edlen Manne, der sich meiner annahm und mich auf die Bahn führte, auf der ich durch rastlosen Fleiß und glückliche Unternehmungen mir rasch ein großes Vermögen erwarb."

Röder war stehen geblieben; sein Blick ruhte lauernd und voll banger Erwartung auf dem ernsten Antlitz des Neffen, auf das der volle Lichtschein der Lampe fiel.

„Und nun wollen Sie das erworbene Vermögen dazu benutzen, mich zu ruiniren?" fragte er.

„Wäre es nicht eine gerechte Vergeltung für das, was Sie meiner Mutter angethan haben? Sie hat selten geklagt, sie war zu stolz dazu, aber nach ihrem Tode erfuhr ich Alles aus den hinterlassenen Papieren. Finden Sie es unbegreiflich, daß diese Entdeckung mich mit Haß und Entrüstung gegen Sie erfüllte? Befreundet mit dem Disponenten des Hauses Gibson und Kompagnie erkundigte ich mich nach Ihnen, und was ich erfuhr, das bot meinem Haß eine Genugthuung, wie ich sie nicht besser wünschen konnte. Sie hatten in großartigem Maßstabe spekulirt, und Ihre Unternehmungen waren gescheitert. Sie hatten Wechsel in Zahlung gegeben, die gefälscht waren. Erkundigungen, die hier eingezogen wurden, ergaben, daß Sie vor dem Bankerott standen."

„Das ist nicht wahr!" brauste Röder in heller Entrüstung auf.

„So beweisen Sie es dadurch, daß Sie meine Forderung decken!"

Der alte Mann fuhr mit der Hand über seine nasse Stirn, er las in den harten Zügen Martin's, daß er auf keine Nachsicht, kein Erbarmen hoffen durfte. „Heute noch?" sagte er. „Das ist unmöglich, auch morgen kann ich es noch nicht, aber ich werde zahlen auf Heller und Pfennig, wenn man mir einen kurzen Aufschub gewährt."

Martin hatte die Papiere in sein Portefeuille zurückgelegt, er schob es wieder in die Tasche. „Dazu bin ich nicht geneigt," sagte er, „ich habe keine Veranlassung, irgend welche Rücksicht zu nehmen. Ich habe diese Forderung gekauft, um sie mit aller Strenge geltend zu machen, und wenn dies zu Ihrem Bankerott führt, so sehe ich darin nur eine gerechte Vergeltung."

Er hatte sich erhoben, hoch aufgerichtet stand er seinem Onkel gegenüber, der im nächsten Augenblick mit einem Achselzucken ihm den Rücken wandte.

„Wenn das Ihre Absicht ist, so setzen Sie sich selbst der Gefahr aus, die ganze Summe zu verlieren," erwiderte Röder, „überdies möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß dies Verfahren nichts weniger als ehrenhaft ist."

„Wie Sie darüber urtheilen, ist mir gleichgiltig," sagte Martin kalt. „Ich betrachte es als meine Pflicht, Vergeltung zu üben. Der Verlust würde mich nicht schmerzen, ich bin reich genug, um darüber hinwegsehen zu können. Ich wohne im „Hotel zum Adler", dort erwarte ich Sie, Ihr Haus betrete ich nicht mehr. Wenn ich spätestens morgen Abend nicht im Besitz der ganzen Summe bin, werde ich übermorgen die falschen Wechsel dem Staatsanwalt überreichen und beim Gericht Ihre Falliterklärung beantragen." Ohne eine Antwort auf seine Drohung abzuwarten, verließ er das Zimmer. Der zornglühende Blick Röder's ruhte starr auf der Thür, hinter der sein Neffe verschwunden war.

Hertha war aus dem Nebenzimmer leise eingetreten, sie legte ihre Hand auf die Schulter des Vaters. „Ist nun Alles verloren?" fragte sie mit zitternder Stimme.

Wie aus einem Traum erwachend, fuhr er auf, langsam strich er mit der Hand über Stirne und Augen. „Alles!" erwiderte er. „Dieser Mensch kennt kein Erbarmen; er haßt mich, wie seine Mutter mich gehaßt hat."

„Und die Vorwürfe, die er machte, sind sie begründet?"

„Nein, ich handelte damals im Auftrage meines Vaters; er wollte von der entarteten Tochter nichts mehr wissen," sagte der alte Mann, dem forschenden Blick seiner Tochter ausweichend. „Meine Schwester mag das nicht geglaubt haben, aber es war so. Nun soll an mir Rache geübt werden, und ich bin dagegen machtlos. Wie dieser Bursche da vor mir stand, mit seinem Haß und seinem Hohn, hätte ich ihn erwürgen mögen."

„Rege Dich nicht auf," unterbrach Hertha ihn bittend, „dann kann noch Alles gut werden. Mit Trotz und Drohungen ist nichts zu erreichen, das wurde mir im Verlauf Eurer Unterredung klar; aber wenn Du nachgeben und um Nachsicht bitten wolltest —"

„Das kann ich nicht!" brauste er auf. „Den Triumph, daß ich mein graues Haupt vor ihm beuge, soll der Bursche nicht erleben. Ich will mit Salinger berathen, ob die drohende Gefahr noch abgewendet werden kann, aber ich hege keine Hoffnung."

Er stieg die Treppe hinunter und trat mit finster umwölkter Miene in das Bureau.

Der junge Kommis blickte scheu zu ihm auf, Salinger schob die Feder hinter das Ohr und trat an das Pult seines Prinzipals, auf dem die kurz vorher angekommenen Briefe geöffnet lagen.

„Sind die Tagesgeschäfte erledigt?" fragte Röder leise.

Der Buchhalter bejahte und nahm die Briefe auf.

„Sie können nach Hause gehen, Herr Wilde," wandte der Chef sich an den jungen Kommis. „Ich mache Sie noch einmal darauf aufmerksam, daß Sie von Allem, was in meinem Hause vorfällt, draußen nichts verlauten lassen dürfen. Merken Sie sich das wohl, ich würde mich genöthigt sehen, Sie augenblicklich zu entlassen, wenn Sie dieses Verbot übertreten."

Der junge Mann versicherte, daß er so verschwiegen sei wie das Grab, und entfernte sich.

„Wir haben keine Hoffnung mehr," fuhr Röder nach einer Pause fort, „das Haus Gibson und Kompagnie macht seine Forderungen geltend, und verlangt Zahlung bis morgen Abend. Hier ist der Rechnungsauszug, Sie brauchen ihn nicht zu prüfen, er stimmt mit unseren Büchern überein; die fatalen Zahlen haben sich meinem Gedächtniß zu genau eingeprägt, als daß ich daran zweifeln könnte."

Salinger hatte nur einen flüchtigen Blick auf das Papier geworfen, er nickte zustimmend. „So ist der fremde Herr, der Sie vorhin besuchte, ein Vertreter des Hauses?" fragte er.

„Wäre er nur das, so ließe sich mit ihm unterhandeln, und ich gäbe noch nicht alle Hoffnung verloren. Er ist mein eigener Verwandter, der aus Haß gegen mich diese Forderung gekauft hat, um mich zu ruiniren."

Röder wanderte auf und ab, um seiner Erregung Herr zu werden. „Wir wollen kämpfen bis zur letzten Stunde," sagte er nach einer langen Pause. „Denken Sie noch einmal über die Sachlage nach, ich will es ebenfalls thun, vielleicht finden wir noch einen Weg, auf dem wir uns die nöthigen Mittel verschaffen können. Gehen Sie heim, hier ist heute Abend ja doch nichts mehr zu thun, und ich möchte allein sein, um ungestört nachdenken zu können."

Ein kühner Entschluß.

Mit sorgenschwerem Herzen hatte Friedrich Salinger das Haus seines Prinzipals verlassen. Der Ausbruch des Falliments machte ihn brotlos, erspart hatte er nichts, denn von seinem Gehalt mußte er seine Schwester ernähren, mit der er zusammenwohnte.

Die Eltern waren todt, andere Geschwister oder vermögende Verwandte besaß er nicht, und von seinen Freunden hatte er nichts zu hoffen. Freilich, die Schwester war verlobt, und wenn sie heirathete, so konnte er bezüglich der Nahrungssorgen ihretwegen beruhigt sein; aber diese Heirath lag noch in weitem Felde, und er selbst wußte nicht, ob er sie wünschen sollte, denn es war kein inniges Verhältniß zwischen den Brautleuten—es schien fast, als ob die Verlobung übereilt gewesen sei.

So trat er denn mit schwerem Herzen in seine Wohnung, die an einer stillen Straße im zweiten Stockwerk eines kleinen Hauses lag. Es war ein einfach, aber traulich eingerichtetes Wohnzimmer. Das hübsche Mädchen, das beim matten Schein der Lampe an einer Stickerei arbeitete, konnte den traulichen Eindruck nur erhöhen.

Erna war groß und schlank, wie ihr Bruder, sie hatte dieselben braunen, treuherzigen Augen, und auch auf ihrer Stirn lagen dunkle Schatten, die von geheimer Sorge zeugten. „Du kommst heute früh," sagte sie mit einer weichen, sympathischen Stimme, indem sie sich erhob, um ihm Hut und Ueberrock abzunehmen, „ist es schon eingetroffen, was wir befürchteten?"

„Noch nicht," erwiderte er, sich zu einem Lächeln zwingend, „aber ich will Dir nicht verhehlen, daß wir vor dem Ende angekommen sind."

„Der arme Herr! Wie wird er den Verlust seiner Ehre und seines Namens ertragen?"

„Liebes Kind, es sind die Folgen der eigenen Schuld," sagte er, indem er mit dem Taschentuch den nassen Bart trocknete und einen Stuhl an den Tisch rückte, „ich habe oft genug abgerathen und auf die Möglichkeit dieser Folgen hingedeutet, aber meine warnende Stimme wurde nicht beachtet."

Erna hatte die unterbrochene Arbeit wieder aufgenommen; sie blickte lauschend auf das dunkle Fenster. „Wie das wieder gießt!" meinte sie bedauernd. „Das muß zur Ueberschwemmung führen."

„Die haben wir schon," antwortete er. „Unsere Schiffsbrücke soll morgen oder spätestens übermorgen abgefahren werden, man hält sie so lange wie es möglich ist, um die Verbindung mit dem jenseitigen Bahnhofe nicht zu erschweren."

Erna achtete nicht mehr auf die letzten Worte, ihre Gedanken beschäftigten sich wieder mit anderen Dingen. „Was wird Herr Röder nun anfangen?" sagte sie, während die kleine Hand emsig arbeitete. „Und seine Tochter ist noch mehr zu bedauern als er."

„Und wir? Sind wir nicht auch zu bedauern?" erwiderte er, nicht ohne Bitterkeit. „Du zählst freilich zu den geduldigen Naturen, die an sich selbst zuletzt denken."

Sie blickte auf, ein schmerzlicher Zug lag um ihre Lippen.

„Was nützt es mir, wenn ich klage?" sagte sie. „Ich ändere und bessere nichts dadurch. Du wirst Deine Stelle verlieren und dann wohl auch eine andere finden, und ich — je nun, ich muß geduldig abwarten, was mir die kommenden Tage bringen." Ein schmerzlicher Seufzer folgte diesen Worten, emsiger fuhr die Nadel mit dem bunten Faden durch den Stramin. „Wie gefällt Dir diese Stickerei?" fragte sie nach einer Weile, und ihre Stimme klang wieder heiter. „Ich glaube, ich werde Ehre damit einlegen."

„Du weißt, wie ich darüber denke," erwiderte er mit einer ablehnenden Handbewegung. „Du wirst Dir mit diesen Arbeiten die Augen verderben. Und weshalb? Nur um einige Groschen zu verdienen. Mein Gehalt reichte aus, um unsere bescheidenen Bedürfnisse zu befriedigen, ich habe es nie gut heißen können, daß Du —"

„Schilt mich nicht," unterbrach sie ihn bittend. „Ich kann die Hände nicht müssig in den Schooß legen und habe manchen Thaler verdient; das Geld soll für schlimme Zeiten unser Nothpfennig sein."

„Das verhüte der Himmel!"

„So sage auch ich, aber Niemand kann mit Sicherheit wissen, was ihm der nächste Tag bringt, und spart man in guten Tagen, so darf man den schlimmen ruhiger entgegensehen. Ich habe mein Examen als Lehrerin gemacht, ich wäre vielleicht besser Gouvernante geworden, aber das wolltest Du ja auch nicht."

„Weil mir der Gedanke, Dich unter fremden Leuten zu wissen, unerträglich ist."

„Weil Deine Liebe mich schützen möchte vor jedem rauhen Lüftchen," sagte sie, ihm einen innigen dankbaren Blick zuwerfend. „Ich habe Deinem Wunsche nachgegeben und bin bei Dir geblieben, nun laß' mir auch diese Arbeit, an der ich Vergnügen finde."

„Wenn Dein Verlobter Kenntniß davon erhält, wird er Dir bittere Vorwürfe machen."

„Josef?" fragte sie, und die alten Schatten umwölkten wieder ihre Stirn. „Was kann er mir vorwerfen?"

„Josef Wend ist ein eitler Mensch und die Apotheker haben ihre Schrullen. Kommt er heute?"

„Er sagte mir vorgestern, sein Provisor gehe heute aus, da müsse er in der Offizin bleiben."

„Der Provisor scheint ja sehr oft auszugehen!"

„Wie spöttisch Du das sagst, Friedrich!"

„Ist es nicht die Wahrheit?" Sein Blick ruhte, forschend auf ihrem schönen Antlitz. „Mir scheint, Dein Bräutigam vernachlässigt Dich seit einiger Zeit—"

„Und wenn es der Fall wäre, glaubst Du, daß ich ihm deshalb einen Vorwurf machen werde?" unterbrach sie ihn, und ihre Blicke begegneten sich jetzt. „Er muß wissen, was er thut, ich habe nicht das Recht, ihm Vorschriften zu machen."

„Du würdest dieses Recht beanspruchen, wenn Du ihn so innig liebtest, wie eine Braut lieben soll."

„Zweifelst Du daran?"

„Ja, Erna, ich habe schon am Tage Eurer Verlobung daran gezweifelt," erwiderte er mit gepreßter Stimme. „Sag's nur offen heraus, Du fühlst Dich nicht glücklich an seiner Seite, um meinetwegen hast Du ihm das Jawort gegeben. Du dachtest, durch diese Heirath würde ich von einer Sorge befreit werden, glaubtest vielleicht, die Liebe Deines Bräutigams würde auch in Deinem Herzen die Liebe wecken, und siehst Dich nun in diesem Glauben getäuscht. Josef Wend ist Egoist vom reinsten Wasser, eitel und hochmüthig —"

Er brach ab, ein leises Pochen hatte an der Thür sich vernehmen lassen. Erna stand auf und öffnete; eine Dame, in Mantel und Schleier gehüllt, trat fast athemlos ein.

Friedrich fuhr erschreckt von seinem Sitz empor, als die Dame den Schleier zurück schlug und er nun in das bleiche Antlitz Hertha's blickte. „Sie hier?" fragte er. „Was ist vorgefallen, mein Fräulein?"

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich störe," sagte Hertha mit stockender Stimme, „die Angst treibt mich zu Ihnen, ich kann ja nur hier ungestört mit Ihnen sprechen. Bleiben Sie nur, Fräulein Salinger," fuhr sie fort, als Erna sich entfernen wollte, „ich kann mir wohl denken, daß Ihr Herr Bruder keine Geheimnisse vor Ihnen hat, da werden Ihnen auch die Verhältnisse in unserem Hause bekannt sein."

Hertha ließ sich in eine Ecke des Sophas nieder, ohne Hut und Mantel abzulegen; die Geschwister nahmen ihr gegenüber Platz.

„Was ist die Ursache Ihrer Angst?" fragte Friedrich voll herzlicher Theilnahme.

„Der Besuch, den mein Vater heute Abend empfing. Papa hatte mir vorher seine Verhältnisse klargelegt und auch seine Befürchtungen ausgesprochen; dann kam der Besuch, ich ging ins Nebenzimmer und hörte jedes Wort der Unterredung."

„Ihr Herr Vater sagte mir, der Fremde sei ein Verwandter, der ihn hasse," erwiderte Friedrich.

„Er ist der Sohn einer Schwester meines Vaters. Kennen Sie die Geschichte dieser Schwester?"

„Ja, meine Mutter hat sie mir erzählt, so weit sie ihr bekannt war; was drüben aus der unglücklichen Frau geworden ist, wußte sie nicht."

„Sie hat mit Noth und Armuth zu kämpfen gehabt," erwiderte Hertha; „meinem Vater wird nun der Vorwurf gemacht, daß er die Schuld daran trage. Daß dieser Vorwurf Haß erzeugen mußte, werden Sie begreifen, und dieser Haß hat meinen Vetter bewogen, die Forderungen zu kaufen, um meinen Vater zu ruiniren."

„So muß Ihr Vetter ein reicher Mann sein," sagte Friedrich kopfschüttelnd; „wie aber vereint sich das mit der Noth und Armuth seiner Mutter?"

„Er sprach von einem Wohlthäter, der sich seiner angenommen und ihm vorwärts geholfen habe, und er sagte auch, daß er reich genug sei, um den Verlust dieser bedeutenden Summe verschmerzen zu können."

„Dann darf man von seinem Haß das Schlimmste erwarten," warf Friedrich besorgt ein.

„Und ist es wahr, daß mein Vater ruinirt ist, wenn mein Vetter seine Drohung erfüllt?" fragte Hertha mit bebender Stimme.

„Ich möchte das gerne bestreiten, wenn ich noch einen Hoffnungsstern entdecken könnte."

„Armer Vater! Er wird die Schande nicht überleben."

„Fürchten Sie nicht gleich das Schlimmste," versuchte Erna sie zu trösten; „wenn das Unglück kommt, so kann man mehr tragen, als man glaubt. Wohl droht Ihrem Herrn Vater ein trauriges Loos, aber er ist ein Mann, er wird sich in das Unvermeidliche zu finden wissen."

„Der Sturz ist zu gewaltig, als daß er es könnte, Alle werden über ihn herfallen und kein gutes Haar an ihm lassen; sie werden ihn hetzen, bis sie ihn der Verzweiflung in die Arme getrieben haben. Sehen Sie gar keine Rettung mehr, Herr Salinger? Nicht die Möglichkeit einer Rettung?"

„Es giebt nur eine einzige Möglichkeit," sagte Friedrich, die Wimpern senkend, da er den flehenden Blick Hertha's nicht ertragen konnte, „die, daß wir Zahlungsausstand erhalten. Könnte Ihr Vetter bewogen werden, uns diesen zu bewilligen, dann ist der Ausbruch des Fallissements wohl zu verhüten."

„Ich dachte es mir," nickte Hertha, „und ich danke Ihnen dafür, daß Sie mir reinen Wein eingeschenkt haben. Es müßte also versucht werden, dieses Zugeständniß von meinem Vetter zu erlangen, und diesen Versuch werde ich machen."

Friedrich blickte überrascht auf, Erna nickte zustimmend.

„Mein Vater will es nicht," fuhr Hertha fort, „und ich glaube auch, daß er es nicht kann, denn sein Kopf ist ebenso hart und trotzig, wie der meines Vetters. So will ich diesen denn besuchen und ihn bitten, uns nicht unglücklich zu machen."

„Warten Sie bis morgen," erwiderte Friedrich nach kurzem Nachdenken. „Abgesehen davon, daß Sie in so später Stunde nicht wohl einen Herrn im Hotel aufsuchen können, gebieten auch andere Gründe den Aufschub bis morgen. Die Unterredung mit Ihrem Herrn Vater wird Ihren Vetter in eine gereizte Stimmung versetzt haben, Sie selbst sind ebenfalls erregt —"

„Ich werde es auch morgen sein."

„Gewiß, aber es ist ein Vortheil für Sie, wenn Ihr Vetter ruhiger geworden ist."

„Sie haben Recht!" Hertha erhob sich. „Ich werde warten. Ich bitte nochmals um Entschuldigung —"

„Davon kann keine Rede sein," unterbrach Erna sie, „im Gegentheil danken wir Ihnen für das uns geschenkte Vertrauen. Sie werden uns stets mit Freuden zu Rath und That bereit finden, wenn Sie der Freundschaft bedürfen."

Hertha reichte ihr beide Hände. „Tausend Dank;" sagte sie bewegt. „Ich nehme Ihre Freundschaft als eine Gabe an, deren Werth unschätzbar ist, und ich hoffe, einmal Gelegenheit zu finden, diesen Dank auch durch die That beweisen zu können. Ich habe Trost und Ermuthigung hier gefunden, das werde ich niemals vergessen."

Mit dem Hut in der Hand, stand Friedrich zur Begleitung bereit; Hertha wollte sie ablehnen, aber er beharrte dabei, daß er sie nicht allein gehen lassen werde, und sie gab gerne zu, daß die Begleitung in der späten Abendstunde ihr erwünscht war.

Der Regen hatte nachgelassen und der Wind war schwächer geworden; dann und wann brach das Licht des Mondes für einen kurzen Moment durch das schwarze Gewölk, das hoch über ihnen, vom Sturme gepeitscht, in endlose Ferne sich verlor.

„Und nun danke ich Ihnen nochmals von ganzem Herzen," sprach Hertha, indem sie vor ihrer Wohnung stehen blieb und ihm die Hand bot, „ich hoffe, es werden wieder bessere Tage kommen, dann soll auch Papa erfahren, wie treu Sie in dieser schweren Zeit zu uns gestanden haben. Gute Nacht!" Sie nickte ihm noch einmal zu und entzog ihm rasch ihre Hand.

Er schaute ihr nach, wie sie hinter der Hausthür verschwand, und sein Blick ruhte traumbefangen noch eine geraume Weile auf dieser Thür.

Während er seinen Gedanken nachging, war er vor einem Restaurationslokale angekommen, das er häufig zu besuchen pflegte; er ging hinein, um bei einem Glase Wein noch ein Stündchen weiter zu träumen. Es waren noch viele Gäste anwesend, — sein erster, Blick fiel auf den Verlobten seiner Schwester, der, beim Abendessen, an einem Tische allein saß.

Der Apotheker Josef Wend war ein Mann von etwa sechsunddreißig Jahren, eine schmale, ziemlich hagere Gestalt, stutzerhaft gekleidet, mit einem goldenen Lorgnon auf der Nase, hinter dessen Gläsern die lebhaften Augen neugierig funkelten. Ein lang hinunter wallender schwarzer Backenbart umrahmte das blasse Gesicht, das nicht unschön war, aber dennoch keinen angenehmen Eindruck machte.

„Der Hasenbraten ist vorzüglich," sagte er mit einer etwas schnarrenden Stimme, als Friedrich nach kurzem Gruß ihm gegenüber Platz genommen hatte, „ich kann ihn Dir empfehlen."

„Danke," erwiderte Friedrich lakonisch, „ich habe bereits zu Nacht gegessen. Ich glaubte, Du könntest heute Abend nicht ausgehen?"

Der Apotheker nagte an einem Knöchelchen und sandte über den Rand des Lorgnons einen lauernden Blick hinüber. „Mein Provisor ist früher heimgekommen, als ich erwartete," sagte er.

„So, so! Dein Provisor geht ja sehr häufig aus."

„Weshalb soll ich es ihm verwehren? Er ist ein alter Herr, ich habe ihn noch von meinem seligen Vater übernommen und kann mich in allen Stücken auf ihn verlassen, da muß man einige Rücksicht nehmen."

„Größere Rücksicht als auf die Braut?"

Hinter den Gläsern des Lorgnons blitzte es auf, gleichwohl nagte Wend mit scheinbarer Ruhe an dem Knochen weiter.

„Du scheinst übel gelaunt zu sein," sagte er, „aber ich kann Dir das nicht verdenken; die schlimme Lage, in der Dein Prinzipal sich befindet—"

„Bitte, laß das aus dem Spiele!"

„Willst Du mit mir Streit beginnen?"

„Nein, aber ich muß Dich darauf aufmerksam machen, daß meine Schwester Ursache hat, sich über Dich zu beschweren."

Der Apotheker legte den Knochen hin und schob seinen Teller zurück, dann reinigte er an der Serviette die Lippen und Finger. „Hat sie das gethan?" fragte er gelassen.

„Sie ist zu geduldig dazu —"

„Na, dann beschwere Du Dich auch nicht, ich wüßte nicht, welche Veranlassung ich dazu gegeben hätte."

„Deine zunehmende Kälte," erwiderte Friedrich jetzt mit schärferer Betonung, „glaubst Du wirklich, ich bemerke das nicht? Deine Besuche werden immer seltener, von Eurer Hochzeit ist keine Rede mehr, Du suchst täglich neue Ausflüchte —"

„Na, nun ist es genug," unterbrach Wend ihn mit einem drohenden Blick. „Ich kann mich ebenfalls beschweren, mein Bester; wenn man mich der Kälte beschuldigt, so gebe ich diesen Vorwurf zurück, Erna hat ihn eher verdient. Ich besuche sie, so oft ich Zeit habe, mein Geschäft darf ich doch ihretwegen nicht vernachlässigen! Und was die Hochzeit betrifft, so eilt es mir damit noch nicht; ich habe den Termin zu bestimmen, und ich werde ihn festsetzen, sobald in meinem Hause die nöthigen Einrichtungen getroffen sind."

(Fortsetzung folgt.)

— Unlängst geboren — um demnächst zu sterben! das ist die ganze Herrlichkeit.

Ein Dreiarmiger.

Von zuverlässigen Augenzeugen wird aus Butte, Montana, Folgendes berichtet:

In unserer Nachbarschaft kam dieser Tage ein Mensch von etwas ungewöhnlichem Aeußern an. Das Merkwürdigste an ihm ist der Besitz von drei Armen. Der dritte Arm ist zwischen den unteren Enden der Schulterblätter hervorgewachsen, drei Fuß lang und von außerordentlicher Stärke und Vollkommenheit; er endigt in einer ungemein großen Hand. Die beiden anderen Arme, die sich an ihren normalen Plätzen befinden, haben keineswegs durch die Bevorzugung des dritten Armes gelitten; sie zeigen so viel Stärke und Gewandtheit, als man nur von einem körperlichen Mustermenschen verlangen kann. Um auch in anderer Hinsicht eine annähernde Vorstellung von diesem Menschen zu geben, sei bemerkt, daß er 5 Fuß 10 Zoll hoch ist, etwa 180 Pfund wiegt und in jeder Beziehung ein Athlet ist; er hat einen rothen Vollbart, dunkelblaue, tiefliegende Augen, stark hervorspringendes Riechorgan und Kinn und ein sehr dichtes, buschiges Kopfhaar; seine Kleider waren sehr einfach und stark abgetragen, und seine Schuhe ungewöhnlich schwer. Er steht jetzt im 35. Lebensjahre.

Wenn er seinen dritten Arm nicht benutzt, so legt er ihn über die rechte Schulter, so daß die Hand auf der Magengrube ruht. Gewöhnlich hat er aber alle Arme gleichzeitig in Thätigkeit.

Der Mann nennt sich Orloff Kamanski und erzählt, daß er am Gestade des Yukonflusses, in Alaska, als Kind sehr armer Eltern das Licht der Welt erblickt und eine sehr dürftige Erziehung genossen habe. In Anbetracht seines merkwürdigen Aeußeren und seiner großartigen Leistungsfähigkeit wurde es ihm nicht schwer, allezeit Arbeit zu finden und sich anständig durch das Leben zu schlagen. Er verrichtete eine Zeit lang Farmarbeit. Bald aber wurde er von einem heißen Wunsch ergriffen, die weite Welt zu sehen, und beschloß, wenigstens Nordamerika zu durchwandern. Dem Entschluß folgte sofort die That. So oft Kamanski das Geld ausging, trat er wieder in Arbeit, bis er seine Weiterreise fortsetzen konnte. Gebettelt scheint er nie zu haben.

Der Küste entlang kam er auf diese Art allmälig bis nach Californien. Plötzlich aber erfaßte ihn das Verlangen, reich zu werden. Er hörte von neuentdeckten Gold- und sonstigen Edelmetallfeldern in seiner Heimath Alaska und trat sogleich den Heimweg an, auf welchem er zum ersten Male derartiges Aufsehen machte, daß ein größeres Publikum von ihm erfuhr.

Während sich Kamanski mit den obenerwähnten Personen unterhielt, ruhten seine zwei natürlichen Hände auf den beiden Knieen; den Hinterarm hatte er über die Schulter geschwungen und fächelte sich damit sehr kräftig das Gesicht, wobei die Größe der betreffenden Hand ihm wesentliche Dienste leistete. Man staunte über das außerordentliche Geschick, mit welchem er alle Arme gleichzeitig beherrschte, und Einer fragte ihn, ob ihm nicht der Hinterarm mitunter doch im Wege stehe.

„O nein", antwortete der vierschrötige Dreiarmer lächelnd, „im Gegentheil macht er mir fast jede Verrichtung bequemer. Wenn ich z. B. esse, führe ich mit beiden natürlichen Händen die Nahrung dem Munde zu, während ich mit der Extrahand gleichzeitig die Fliegen von meinem Gesichte fernhalte. Ich kann zwei schwere Eimer Wasser tragen und mir zugleich mit der dritten Hand den Schweiß von der Stirne wischen. So kann ich meinen linken Arm noch zu tausend Zwecken gebrauchen."

Ein Muster von Intelligenz scheint übrigens Kamanski nicht zu sein.

„Nachgemachtes Papiergeld."

In New York ist Tom Davis, ein Kerl, der mit allen Hunden gehetzt war und sich als Spieler, Kümmelblättchenritter, Bauernfänger, kurzum als Schwindler der gemeinsten Sorte, ein schönes Vermögen zusammengegaunert hatte, von einem Texaner Namens Holland unter Umständen erschossen worden, die zum Mindesten ungewöhnlicher Natur sind.

Davis war der Polizei schon lange als gefährlicher Gauner bekannt, und zu wiederholten Malen war er auch in den Maschen des Gesetzes hängen geblieben, allein frech und gerieben, wie er war, wußte er jedes Mal wieder den Kopf aus der Schlinge zu ziehen und schien schließlich sogar eine Art von Waffenstillstand mit der Polizei abgeschlossen zu haben, welch' letztere wohl keine Lust mehr hatte, mit dem schlauen Halunken anzubinden. Jetzt endlich hat ihn die Kugel des Texaners für seine mannigfachen Sünden bestraft.

James T. Holland war aus Abilene, Tex., nach New York gekommen, um von Tom Davis nachgemachtes Geld zu kaufen, und zwar hatte letzterer selbst ihn brieflich aufgefordert, sich an dem und dem Tage in seiner Office einzufinden. Als Holland das Zimmer betrat, spielte sich, wie der Bruder Toms vor dem Untersuchungsrichter aussagte, folgende Scene ab: An einem Pulte saß Thomas Davis, während sich sein Bruder Theodor hinter einer Scheidewand versteckt hatte, welche die Office vom nächsten Zimmer trennte. Theodor hatte kurz zuvor $9,000 bis $10,000 echte neue Greenbacks besorgt, die nun Tom dem Texaner zeigte. Letzterer bewunderte natürlich die geschickte „Nachahmung" und erklärte sich bereit, $500 für die Scheine zu zahlen. Hierauf steckte Tom dieselben in eine schwarze Handtasche, die dem Holland gehörte. Während aber der Texaner das Geld aufzählen wollte, öffnete Theodor Davis ein geheimes Thürchen in der Scheidewand und versuchte die Tasche mit den Scheinen durch eine andere zu ersetzen, die nur mit braunem Papier und Sägemehl gefüllt war. Holland blickte zufällig auf, erkannte sofort den Streich, den man ihm spielen wollte, und feuerte auf Thomas. Der Gauner wollte flüchten, hatte aber kaum die Thür erreicht, als ihn eine zweite Kugel tödtlich verwundete. Holland gab nun noch einen Schuß auf den hinter der Scheidewand versteckten Spießgesellen seines Opfers ab und ging dann auf die Straße, wo er sich ruhig festnehmen ließ.

Die Geschichte hat in den „Sportkreisen", wo Tom Davis sich großen Ansehens erfreute, ungeheures Aufsehen gemacht, die New Yorker Polizei aber wird wahrscheinlich froh sein, daß die Kugel des Texaners sie der Mühe enthoben hat, einen der gefährlichsten und schlauesten Schwindler, deren Gaunerphysiognomie je das Verbrecheralbum geziert, beständig bewachen zu müssen.

Auffallend ist es übrigens, daß die Polizei den Schwindler nicht längst verhaftete, obwohl ihr die Rundschreiben bekannt waren, in welchen derselbe sich zur Lieferung nachgemachter Kassenscheine erbot. Sie wußte auch, daß Davis mehrere „Offices" in der Stadt New York unterhielt, und das Gesetz bot ihr genügende Handhaben gegen ihn. Trotzdem überließ sie es einem texanischen Desperado, den Gauner unschädlich zu machen. Der Mörder scheint zu glauben, daß seine That gar nicht strafbar ist, weil ja Tom Davis ihn betrügen wollte.

Verschiedenes.

— In einem Briefe an den Secretär der Antisklavereigesellschaft versicht Dr. Schweinfurth die Sache der armen ostafrikanischen Sklaven und der neuen deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft. Schweinfurth malt die Lage dieser Sklaven in den grellsten Farben. Bis jetzt wurde die Allmacht der Sklavenhändler gebändigt durch Männer wie Lupton Bey und Emin Bey. Infolge der englischen Sudanpolitik aber gerieth Lupton Bey in die Hände des Mahdi und seitdem haben die Fakirs sich für den Ausfall gerächt, den ihr schändliches Gewerbe am obern Nil erlitten. In Gordons Tagebüchern findet sich der Brief eines Fakirs an den Mahdi, worin er ihm anzeigt, daß 1360 Stück weiblicher Sklaven sich auf dem Wege nach Schaka befänden. „Alle Fakirs, unsere Helfershelfer," — schreibt der Fakir — „sind auf die verschiedenen Zaribas zur Einsammlung der Beute vertheilt worden und alles wird mit Gottes Hilfe nach Schaka versandt werden." Schweinfurth ist der Meinung, daß alle Ergebnisse früherer Mühen durch die jüngsten Ereignisse vereitelt worden sind. Aus diesem Grunde ersucht er die Engländer, der jungen deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft jegliche Förderung zutheil werden zu lassen. Von einem Handelswettbewerbe der Deutschen könne keine Rede sein, denn im Punkte der Baumwolle werde die Allmacht Englands dort wie allenthalben auf der Erde zu herrschen nicht aufhören. Die Gesellschaft aber habe sich vorgenommen, ihr Gebiet von arabischen Mohamedanern gänzlich zu säubern und dadurch die große Sklavenstraße, welche von der Ostküste nach dem Mittelpunkte des ostafrikanischen Sklavenhandels in Unyanyembe (Taborah) führe, abzuschneiden. Der Sultan von Zanzibar, welcher an diesem Handel betheiligt sei und auch mit allen jenen Arabern in enger Verbindung stehe, sei daher erbost über die Ostafrikanische Gesellschaft und habe in der elften Stunde seine Flagge überall aufpflanzen wollen, aber vergebens. Außer dem obigen Plane beabsichtige die Gesellschaft noch die Einführung des Verbots der Elephantenjagd, um das Aussterben dieser nützlichen Thiere zu verhüten, und des Verkaufs alkoholischer Getränke sowie des Pulvers und der Feuerwaffen. Mit der Zeit werde die Gesellschaft ein neues Rechtsbuch für ihr Gebiet ausarbeiten, damit die Negerstämme einer höheren Gesittung fähig würden. Schweinfurth, welcher sich mit dem Direktor der Gesellschaft in Alexandrien unterhielt, hat sich durch diese Unterredung für die Ansicht gewinnen lassen, daß trotz der scharfen Kritik eines Theiles der deutschen Presse der Erfolg der Gesellschaft gesichert sei.

— In St. Etienne (Frankreich) erfand ein Herr Buisson eine ganz eigenthümliche Dampfmaschine, welche vielleicht eine Lösung der großen Frage des gänzlich ungefährlichen Dampfmotors anbahnt. Die Gefahr entspringt bei den bisherigen Dampfmaschinen, abgesehen vom Feuer, aus dem Umstande, daß sich im Kessel eine größere oder geringere Dampfmenge ansammelt, welche unter Umständen die Kesselwände sprengt und damit das größte Unglück anrichtet. Bei der Buisson'schen Maschine fällt nun dieses Ansammeln und damit die Hauptexplosionsgefahr fort. Das geschieht dadurch, daß jedes Mal nur soviel Dampf erzeugt wird, wie zum Treiben des Kolbens erforderlich ist. Der Kessel besteht aus einem eisernen Ofen, welcher einen mit Eisenstücken angefüllten eisernen Cylinder enthält. Dieser wird durch die umgebende Flamme bis zur Rothgluth erhitzt. Sobald er in diesen Zustand gerathen ist, tritt eine kleine Pumpe in Thätigkeit, welche nach jedem Kolbenhub etwas fein zerstäubtes Wasser in den Cylinder einspritzt. Indem die Wassertropfen durch die rothglühenden Eisenstücke gehen, verwandeln sie sich mit Blitzesschnelle in Dampf und dieser treibt den über oder neben dem Ofen angeordneten Kolben. Der Dampf verdichtet sich alsdann und gelangt in den Behälter zurück, aus dem die Pumpe schöpft, so daß man nur dasjenige Wasser wieder zu ersetzen hat, welches etwa durch die freiwillige Verdunstung verloren geht.

— Der Doppel-Selbstmord zweier Schwestern in Wehlheiden bei Kassel, beschäftigt die Gemüther in hohem Grade. Die Geschwister Bertha und Elisabeth Haines waren früher als Zofen in Diensten der Fürstin von Hanau, sie erhielten reichliche Pension und ersparten sich bei ihrem genügsamen Leben eine hübsche Summe Geldes, man spricht von 12,000 Thalern. Seit einiger Zeit bemerkte man an den beiden, über 50 Jahre alten Mädchen, Spuren geistiger Gestörtheit, eine Art religiöser Schwärmerei. So bildete sich die ältere Schwester, nachdem sie am Sonntage eine Predigt über die Zerstörung Jerusalems gehört, ein, sie sei persönlich dabei betheiligt gewesen. Mitte August schnitten sie sich beide mit einem Federmesser die Pulsadern auf, um gemeinsam zu sterben. Als man das Schlafzimmer erbrach, schwammen die Schwestern förmlich im Blute. Trotzdem sofort ärztliche Hilfe zur Stelle war, ist die ältere Schwester alsbald verstorben, und die jüngere Schwester wird wohl kaum am Leben bleiben.

— Die Seligsprechung des Entdeckers von Amerika, Christoph Columbus, stößt, wie „Fanfulla" meldet, auf mehrere Schwierigkeiten. Das Haupthinderniß bildet aber sein „allzu zärtliches" Verhältniß zu Donna Beatrice Henriquez, welchem Fernan Colon entsproßte, der getreue Biograph seines Vaters, der Karl V. nach Italien, Flandern und Deutschland folgte und zu den höchsten Staatswürden erhoben wurde. Die Ehe des Christoph Columbus mit dieser Frau ist nie erwiesen und kein darauf bezügliches Dokument aufgefunden worden, und man besorgt bei den Verhandlungen über die Seligsprechung eine allzukräftige Einsprache der Advokaten des Teufels. Mit der Seligsprechung des Columbus wird daher vor der Hand gewartet werden, wie mit jener Dante Alighieri's, die man nicht vollziehen kann, da ihm gewisse Stellen in der „Göttlichen Comödie" zum Vorwurf gemacht werden. — Auch bezüglich der Jungfrau von Orleans ist die Kirche in Verlegenheit, Gründe für die Heiligkeit ihrer Thaten zu finden, nachdem sie durch das Urtheil ihrer Bischöfe zum Feuertod als Hexe und „vom Teufel Besessene" verurtheilt worden ist; ebenso bezüglich König Ludwig des XVI., dem man die Proklamirung der Menschenrechte zum Vorwurf macht.

— In Lissabon ist die Nachricht von einer Massenermordung von Weißen an der Westküste von Afrika eingetroffen. Berichte aus St. Paul de Loando besagen, daß der König von Coanhama-Huilla plötzlich starb. Die Eingeborenen schrieben das Hinscheiden des Königs, wie üblich, der Zauberkraft der Weißen zu und setzten die Metzelei in's Werk. Sie überfielen die Europäer und tödteten 20 derselben. Victor Gerard, ein Engländer, entkam mit seiner Tochter, aber zwei seiner Kinder wurden ermordet.

— Das Pariser „Journal officiell" veröffentlichte am 15. Aug. ein Dekret, welches den Schiffs-Lieutenant de Brazza zum Officier der Ehrenlegion ernennt. Drei seiner Begleiter, der Delegirte des Unterrichtsministerium, Dufourcq, und die Jägerlieutenants Manchon und Decazes, erhielten gleichzeitig das Ritterkreuz der Ehrenlegion.

Ibrahim und der Löwe.

Ein edles Wüstenbild.

Zwar lernt's schon Jedermann als Kind,
Wie edelmüthig Löwen sind,
Und doch frappirt wohl einen Jeden
Der Fall, von dem ich jetzt will reden.

Einst lag am Rand der Sahara
Ein mächt'ger Löwe sinnend da.
Er lag im Abendsonnenglanz —
Da trat ihm was auf seinen Schwanz.
Der Löwe dreht sich finster um
Und murmelt: Hoppsa! mit Gebrumm.
Doch mit des Dulders Jammermiene
Steht vor ihm da ein Beduine.
Der spricht: „Mein Nam' ist Ibrahim,
Mir geht's zu Hause mehr als schlimm!
Warum auch mußt' ich gleich in Sieben
Auf einmal sterblich mich verlieben?
Nun sie der Scheik mir angetraut —
Vier braun und Dreie schwarz von Haut —!
Ward mir zur Hölle diese Welt......
Ich stahl mich fort aus meinem Zelt,
Zur Wüste lenkt' ich meine Schritte
Und nah' Dir mit ergeb'ner Bitte:
Beende meinen Lebenslauf
Und sei so gut und friß mich auf!" —
Der Löwe schüttelt mit dem Kopf
Und spricht: „Bedauernswerther Tropf
Zwar jammerst Du mich tief und sehr,
Doch Allah weiß! Ich kann nicht mehr!
Ich habe just zum Abendessen
Zwei Neger und ein Gnu gefressen." —
Spricht Ibrahim: „Das thut mir leid,
Da wählt' ich g'rad 'ne dumme Zeit!
Was fang' ich vielgeprüfter Mann
Wohl nun mit meinem Weltschmerz an?
Denn ein's ist bitt'rer noch als bitter:
Ich hab' auch sieben Schwiegermütter......!"
Da sträubt sich auf des Leu's Behaarung:
„Zwar weiß ich's sicher aus Erfahrung,
Ich krieg' den Magenkrampf — indessen
Ich will Dich noch zum Nachtisch fressen!"
Und siehe, mit des Mitleids Mienen
Verspeist der Leu den Beduinen. —

Ist das nicht Edelmuth en gros?
Geht hin und thut es ebenso!

Edwin Bormann.

— Anzüglich. „Woher so schnell, Herr Registrator?"—„Von der Kanzlei, Herr Stichle!"—„So, so! Da wünsch' ich wohl geruht zu haben!"

— Der unglückliche Bummler. „O, du lieber Himmel, bin ich ein unglücklicher Mann, gar keine Freud' hab' ich auf der Welt, nicht einmal eine Freud' zum Arbeiten!"

— Ein alter Militär. Hornist Brummer, ich habe Sie zum Unterofficier vorgeschlagen; kennen Sie auch den Generalbaß? — „Oh, gewiß, den kannte ich schon, als er noch blutjunger Lieutenant war!"—

— Präsident: „Sie geben also zu, diesem Herrn das Portemonnaie gestohlen zu haben?" — Angeklagter: „Jawohl, Herr Präsident, ich wollte dadurch meine Ehre retten. — Präsident: „Wie das?"—Angeklagter: „Ich hatte am nächsten Tage einen Wechsel zu bezahlen und wollte meine Unterschrift nicht deshonoriren."

— Ein praktischer Gemüthsmensch. Zwei junge Männer plaudern über einen Freund: Freut mich, sagt der Eine, daß der Gaston, so reich wie er ist, eine arme Frau geheirathet hat. Warum freut Dich das so besonders? Weil, wenn sich alle reichen Jungen arme Mädel nehmen, desto mehr reiche für unser einen übrig bleiben.

— Aus der Kaserne. Unteroffizier (zu den Einjährig-Freiwilligen): „...Außer den eben genannten Lokalen gibt es noch eine Reihe anderer, die Sie als anständige Leute nicht besuchen dürfen, z. B. der Tingeltangel im Cafe Lizel. Denn erstens ist es dort unanständig und zweitens gehen die Herren Offiziere immer in Civil dorthin."

— Im Bade. Ein Kurgast beklagt sich beim Badediener, daß er von der gerühmten Wirkung der Heilquelle noch immer nichts spüre. „O, da müssen Sie Geduld haben, lieber Herr," erwidert der Diener eifrig, „so rasch geht das nicht; wir haben hier eine Dame gehabt, die erst nach vollen sechs Monaten gestorben ist."

— Aus der Geschichtsstunde. Lehrer: „Ja, dieser glorreiche Fürst war ein liebevoller Landes vater, was wissen Sie von seinem Bruder?" — Primaner: „Sein Bruder — das war ein ebenso liebevoller Landes onkel."

— Alles mit Maaß. Die Dresdener hatten bei ihrem letzten großen Turnfest ein Defizit von 20,000 Mark. Hieraus ergiebt sich die weise Lehre, daß man selbst als Turner nicht zu große Sprünge machen soll.

— Zu einem Angetrunkenen wendet sich ein Herr: „Sehen Sie, wie Unrecht Sie thun, zu viel zu trinken; nicht einen Schritt können Sie thun, ohne zu taumeln." — „Daß ich zu viel getrunken, scheint mir weniger Unrecht zu sein; sehr unrecht habe ich aber, in diesem Zustande zu Fuß zu gehen."

— Beschleunigte Kur. Kurgast: „Ich schau' gut aus für einen Patienten! Das verdank' ich wieder meinem Arzt, der mir eindrücklich empfohlen hat, daß ich lieber mit dem Landvolk verkehren soll, als mit den blasirten Städtern, das sei viel zuträglicher für meine Nerven. Ob die Keilerei, in die ich mit den Bauern verwickelt worden bin, zur Nervenstärkung beiträgt, weiß ich noch nicht bis jetzt, aber das Gefühl hab' ich, als wenn ich mein' Rheumatismus verloren hätt'!"

— Ein Kritiker begegnet einem unbegabten Autor, dem ein Manuskript aus der Tasche zu fallen droht. „Verwahren Sie doch Ihre Dichtung besser!" ruft er. „Jemand, der über Ihr Talent im Unklaren, könnte sonst leicht einen Taschendiebstahl begehen."

— Auch ein Capital. „Herr Prinzipal, ich möchte Sie höflichst ersuchen, mir eene kleine Aufbesserung zukommen zu lassen, da ich mit meinem Gehalt nicht mehr auskommen kann." — „Aber, mein verehrter Herr, Sie sehen doch, daß das Geschäft jetzt nichts einbringt, ich selbst muß von dem Zurückgelegten nehmen. Haben Sie sich denn nichts zurückgelegt?" — „Leider war es mir in Ihrem geachteten Hause nicht möglich, etwas zurückzulegen, als meine Lebensjahre!"

— Zum ersten Male vor dem Telegraphendraht. Ein Bäuerlein und dessen Sohn treten aus einem Waldwege und beschreiten die Walbecker Chaussee, allwo sie zum ersten Male den Telegraphendraht erblicken, der seit kurzem die Städte Helmstädt, Walbeck und Talvörde mit geflügelten Nachrichten versorgt. Es entspinnt sich zwischen Vater und Sohn folgendes Gespräch: Sohn: Was ist denn das für ein hoher Draht, Vater?—Vater (nachdem er längere Zeit nachgedacht): Den hat der Herr Oberförster so hoch aufspannen lassen, damit die Hirsche nicht darüber hinweg springen.—Sohn: Sind denn hier die Hirsche so groß, daß sie nicht d'runter weg können?—Vater: Ei, Du verflixter Junge. (Für sich.) Das muß ich bei Gelegenheit dem Lehrer sagen, daß mein Jochen noch viel gescheidter ist als der Oberförster.